

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 15 (1974)
Heft: 17

Artikel: Blick ins Spital : ein Sowjetarzt beschreibt einen Sowjetarzt
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095228>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Sowjetarzt beschreibt einen Sowjetarzt

Blick ins Spital

Valerij Tarsis zu einer «Nowyj Mir»-Publikation

Jurij Krelin ist ein neuer Name in der Sowjetliteratur. Seine Novelle «Der Chirurg» («Nowyj Mir», Nr. 4+5/1974) weist ihn als recht talentierten, eigenständigen Prosaiker aus. Im Hauptberuf ist Krelin selber Chirurg. Mit dem Helden Mischkin, Chef der chirurgischen Abteilung eines Stadtsitals, präsentiert der Autor wohl ein Selbstporträt. Einmalig in der zeitgenössischen Sowjetliteratur ist dieser lebendige Charakter; er hebt sich wohlthuend ab von den schematisierten Marionetten, zusammengesetzt aus lauter Tugenden und ein, zwei leicht korrigierbaren negativen Zügen. Dieser Mischkin denkt nach, dieser Mischkin hat ein Gewissen.

«Das ganze Streben, die Suche der früheren russischen Literatur war in seinem Herzen aufgestiegen, blieb präsent und setzte sich dergestalt in ihm fort», so sagt der Autor über ihn — und wahrscheinlich über sich (5/85).

«Wie kann sich die Welt vor den Schurken bewahren?»

Was alle grossen russischen Schriftsteller stets gesucht haben, ist die Wahrheit, sind Wege zur sittlichen Vervollkommnung des Menschen. Mischkin bezieht dieses Problem auf seine — unsere — Gegenwart. Zuviel Böses, zuviel böse Menschen gibt es in unserer Gesellschaft, stellt er fest, und: «Ein neues Problem ist immer lediglich ein Sonderfall des hauptsächlich, einzigen, immerwährenden sittlichen Problems der Welt: Wie kann sie sich vor den Schurken bewahren?» (5/59).

Krelin schildert seinen Helden also nicht als standhaft-felsenfesten Kommunisten, im Gegenteil.

«Was mich an Mischkin erstaunte, war die eigenartige Mischung von Intellektualität und überraschender Härte. Manchmal konnte er einen, ohne es zu merken, verletzen. Am häufigsten verletzte er seine Nächsten. Genauer — nur die Nächsten. Es ist tatsächlich am schwierigsten, seine Nächsten zu lieben» (5/68).

Solche Worte sind nicht die Norm in der Sowjetliteratur: «Was für ein Zensor hat das bloss durchgelassen?!» ist die erste Reaktion des Lesers, der die sowjetischen Zensurgebräuche kennt. Und dieser Mischkin verspricht seiner Frau, sich zu bessern (er kann ihr nämlich gegenwärtig keinen Mantel kaufen), worauf sie erwidert: «Ich weiss nicht, ob das nötig ist» (5/69).

In der Tat, Krelin's Helden bessern sich nicht, wie jeder anständige sowjetische Held es tut, sondern sind einfach da, durchleben Schwierigkeiten, denken nach und versuchen, *ehrlich* zu leben, aber nicht unbedingt als Tugendbolde, mustergültig.

Der Arzt Agejkin beschönigt die Sowjetwirklichkeit ebensowenig; er erinnert sich an die Studenzeit, als er 22 Rubel Stipendium bekam: «In jungen Jahren lag ich hungrig auf dem Bett im Studentenheim, um keine Kraft zu verschleissen» (5/72).

Krelin unterstreicht, dass sein Held Mischkin und die übrigen Aerzte der chirurgischen Ab-

teilung keine idealen, sondern *ordentliche* Leute seien.

«Ein ordentlicher Mensch ist öfter glücklich. Er wird weniger von innen her verzehrt und zernagt... Nur — Rücksicht setzt Liebe voraus. Und Liebe — Verständnis. Ohne Liebe kann keiner wirklich leben. Sogar der Herrgott soll, sagt man, die Menschen geschaffen haben, weil er Liebe brauchte» (5/73).

Man wundert sich schon über den Verfasser, der sich in der Sowjetunion erküht, als das Allerwichtigste im Leben nicht den Klassenhass zu propagieren, sondern die Nächstenliebe, ganz gemäss dem Evangelium. Krelin hat sogar die Stirn, Gewalt explizite abzulehnen. Mit Mischkin argumentiert er:

«Finden Sie denn, dass einer, wenn er nicht flucht und nicht schlägt, charakterlos sei? Mich

dünkt, für Milde ist mehr Charakter erforderlich als fürs Dreinschlagen. Dreinschlagen ist ja so leicht. Weder ein Gedanke noch Stolz noch Charakterstärke. Leere» (5/73).

Mischkin schwebt ein — siegreicher — Kampf gegen die Laster, die sich in unserer Gesellschaft breitmachen, mittels Liebe vor. «Die Zukunft aufbauen heisst, die Gegenwart von allem Schädlichen zu befreien» (5/77).

Besonders sympathisch berührt uns an Mischkin und seinen Kollegen, dass sie weder selbstzufrieden sind noch resigniert haben, sondern stets auf schöpferischer Suche weitergehen. Charakteristisch ist auch ihre Selbstaufopferung. Ein sowjetischer Chirurg verdient zwanzigmal weniger als sein westlicher Kollege. Wer den Grad eines Doktors der medizinischen Wissenschaft erwirbt, kriegt 30 Rubel im Monat mehr als der Kandidat der Wissenschaften (das entspricht etwa dem hiesigen Doktorgrad). Und ein Paar Schuhe kostet 50 Rubel.

Mischkin ist ein ausgezeichnete Chirurg, ein kühner Experimentator, hat eine Reihe einmaliger Operationen durchgeführt. Er denkt aber nicht daran, eine Doktordissertation zu verfassen, dafür hat er keine Zeit. «Ich arbeite wie ein Automat: ich sehe — da ist ein Mensch am Sterben — los, ihn retten!» (4/8). Der Erzähler bemerkt: «Sooft ich ihn bei der Arbeit... sah — ich habe jedesmal gestaunt... Ich sehe wohl, dass alle es ihm gleich tun könnten; aber aus irgendeinem Grund tut er es, und ich tu's nicht» (4/10).

Mischkin ist einer von wenigen. Typischer ist es, nach etwas Wohlstand zu streben, und viele verfassen dann pseudowissenschaftliche Dissertationen, um in die höhere Gehaltsklasse aufzurücken. Die Freunde liegen Mischkin in den Ohren, er solle seinen Heroismus fixieren und seine wis-



Der Dienst am Kranken gehört zu den permanenten Motiven der sowjetischen Auslandswerbung (Bild: «Sowjetunion heute»). Wie er sich ausnimmt, ist das Thema der Novelle von Jurij Krelin, die in «Nowyj Mir» erschienen ist.

senschaftlichen Resultate veröffentlichen, sie weiteren Aerztekreisen zugänglich machen. Er aber lacht bloss über diesen sogenannten Heroismus: «Schon allein der Begriff . . .! Er ist in der Medizin sehr fragwürdig. Sich als Held hervortun muss einer dann, wenn andere etwas versäumt haben. Nein, machen wir's schon lieber ohne Heroismus, dafür planmässig und zuverlässig.»

Einzimmerlogis für Kleinfamilie: Eine Selbstverständlichkeit sogar für die Zensur

Wenn ein Arzt Menschenleben retten will, muss er schon über Heroismus nach Mischkins Definition verfügen. Krelin zeigt dies am Beispiel einer schwierigen Krebsoperation; sie dauert mehrere Stunden. Und sie gelingt. Da denkt man sogleich daran, dass der Chirurg für seine aufopfernde Arbeit nur ein paar Groschen verdient, vieles entbehren muss und gegenwärtig einfach nicht das Geld hat, seiner Frau (sie ist ebenfalls Arzt) einen Mantel zu kaufen. Ein Chefchirurg. Mit Frau und kleinem Sohn wohnt er in *einem* Zimmer einer Gemeinschaftswohnung. Falls das alles nicht so typisch wäre, hätte die Zensur hier eine Berichtigung verlangen müssen! Aber es ist typisch. Mein Hausarzt äusserte mir gegenüber, kein Mensch habe heutzutage Achtung vor einem Arzt, weil seine Arbeit so miserabel bezahlt wird. Ja, wenn er gut gekleidet wäre und im Auto vorgefahren käme . . .!

Krelin kann, da er über sowjetische Werkkräfte in ihrer beruflichen Praxis schreibt, nicht umhin, manche himmelschreienden Mängel der Sowjetmedizin zu erwähnen, ungeachtet der offiziellen Version, das sowjetische Gesundheitswesen sei das progressivste der Welt. Die Kranken, so vermerkt er en passant, werden schlecht verköstigt — die Angehörigen bringen Lebensmittel. Es fehlt an Wäsche, auch an Verbandmaterial. Wer ist schuld? «Es ist eine Folge der Zentralisierung», analysiert Mischkin. Die bis zur Absurdität getriebene Zentralisierung erlaubt einem Spital keine gute Wirtschaftsführung (diese missliche Lage teilt die Medizin mit der ganzen Volkswirtschaft).

Schon wieder zur Arbeit erziehen oder endlich einmal für Arbeit zahlen?

Die niedrige Entlohnung fördert die Arbeitsmoral, besonders beim untergeordneten Personal, auch nicht. Es gibt zuwenig Krankenschwestern.

Der Chefarzt sinniert: «Man müsste es herauskriegen, moralisch zu stimulieren!» Worauf Mischkin entgegnet: «Wieder Erziehung! Für Arbeit muss man einfach zahlen!» (Die Schwestern verdienen monatlich 90 Rubel; ein eigenes Auto für eine Krankenschwester liegt völlig ausserhalb der Vorstellung eines Sowjetmenschen.) Eine Besonderheit der Sowjetmedizin ist der auch hier vorhandene tödliche Formalismus. So tadelt der Gewerkschaftsvorsitzende, Mischkin besuche die Versammlungen unregelmässig, obschon bekannt ist, dass der Chirurg Tag und Nacht im Operationssaal steht.

«Eine Sektion Ernährungswache gibt es in der Gewerkschaft nicht»

Einmal erhält er auch eine formelle Rüge, weil er morgens nicht pünktlich zur Arbeit erschien —

nachdem er eine Nacht lang operiert hatte. Die sogenannte Arbeitswache der Gewerkschaft *erlaubt* ja Ueberzeit *nicht*, denn dafür müsste man mehr bezahlen. Mischkin spottet leise:

«Plötzlich könnte sich ein Arzt überarbeiten! So beobachtet die Arbeitswache scharfen Auges. Aber wenn einer nicht genug isst — das ist egal. Eine Sektion Ernährungswache gibt es in der Gewerkschaft schliesslich nicht» (4/36).

Alle Beleidigungen und Missachtung seiner Arbeit duldet Mischkin: «Er hat es nicht nötig, irgendwem zu beweisen, dass er kein Schuljunge ist . . . Es gibt einfach kaum etwas, das ihn beleidigen könnte.»

Aber er ist, versteht sich, von dieser Art zu leben nicht befriedigt. Er und seine Frau sind dauernd überlastet. Wer soll da den Jungen erziehen? «Man muss Saschka das Liebhaben beibringen. Hassen ist leichter als Lieben.» Mischkin tut nicht dergleichen, dass seine Vorstellungen der sowjetischen Doktrin — Anerkennung des Klassenhasses — widersprechen. (Hat doch Nobel-

preisträger Scholochow ein Buch «Die Wissenschaft des Hassens» verfasst!)

Krelin's Held weiss, dass keinerlei Aenderungen zu erwarten seien, und so wird er bis ans Ende seiner Tage diese Katorga mitmachen; einen andern Sinn des Lebens sieht er nicht.

«Wozu sind wir da? Wofür existieren wir? Wir Aerzte existieren, damit der Mensch besser und länger lebe. Fortschritt heisst Kampf gegen den Tod. Wir sind in gewissem Masse die realen Träger des Fortschritts.»

Die Frage nach dem Sinn allerdings bleibt offen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, doch von einem Sieg über den Tod kann Krelin nicht berichten: da verlässt er das Evangelium.

Es ist erfreulich, einen begabten neuen Schriftsteller begrüssen zu können. Sogleich erhebt sich indessen die Sorge um seine literarische Zukunft. Denn in der Sowjetunion macht man entweder Karriere, *oder* man ist systemkritisch. Wohl nicht von ungefähr hat sich die Presse bisher über Krelin ausgeschwiegen. ■

Menschenrecht contra Sowjetrecht

7

Meinungsfreiheit

Fortsetzung der Untersuchung von Laszlo Revesz

Die Freiheit der Meinungsäusserung und ihrer Verbreitung ist als Menschenrecht die Voraussetzung zur Gewährleistung vieler anderer Menschenrechte. Die entsprechende Bestimmung in der UNO-Deklaration von 1948 ist deshalb von zentraler Bedeutung.

UNO-Menschenrechtserklärung, Artikel 19:

«Jeder Mensch hat das Recht auf freie Meinungsäusserung; dieses Recht umfasst die Freiheit, Meinungen unangefochten anzuhängen und Informationen und Ideen mit allen Verständigungsmitteln ohne Rücksicht auf Grenzen zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten.»

Es gibt keinen Artikel der Menschenrechtserklärung, der im Sowjetlager so massiv verletzt wird wie dieser. Auch die in einigen Ländern Osteuropas — DDR, Tschechoslowakei, Ungarn und Polen — in der ersten Zeit gemachten Zugeständnisse wurden bald parallel zum Ausbau des totalen Presse- und Informationsmonopols von Partei und Staat abgeschafft.

Lenin vorher und nachher

Lenin selbst hatte sich vor der bolschewistischen Machtergreifung für die Pressefreiheit ausgesprochen; zwei Tage nach der Machtergreifung schaffte er sie ab.

1903 schrieb Lenin:

«(Wir) fordern die sofortige, bedingungslose gesetzliche Anerkennung der Versammlungs- und Pressefreiheit . . . Solange das nicht geschehen ist, bleiben alle Worte von Duldsamkeit, von Glaubensfreiheit ein erbärmliches Spiel und eine un-

würdige Lüge. Solange die Rede- und Pressefreiheit nicht verkündet ist, wird das schmachvolle russische Ketzengericht nicht verschwinden. Weg mit der Zensur!»

(Zitiert aus «Theorie — Taktik — Technik des Weltkommunismus» von Hans Koch. 2. Auflage, Ulm o. J., S. 287.)

Als er an der Macht war, schrieb Lenin freilich anders:

«Die Pressefreiheit unterstützt die Macht der Weltbourgeoisie. Das ist eine Tatsache. Die Pressefreiheit würde bloss als Waffe in der Hand der Weltbourgeoisie dienen.»

(«Lenin o petschati» — Lenin über die Presse —, Moskau 1969, S. 16.)

Auch Stalins Worte haben heute noch volle Gültigkeit:

«Bei uns gibt es keine Pressefreiheit für die Bourgeoisie. Bei uns gibt es keine Pressefreiheit für die Menschewiken und Sozialrevolutionäre, die bei uns die Interessen der besiegten und gestürzten Bourgeoisie vertreten. (...) Wir haben uns niemals verpflichtet, allen Klassen die Pressefreiheit zu gewähren.»

(Zitiert bei R. Maurach: «Handbuch der Sowjetverfassung», München 1955, S. 360.)

Lenin und Stalins Thesen haben auch in den Volksdemokratien volle Gültigkeit. Kurz vor